Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 34

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]

Autor: Möschlin, Felix

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644798

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 34 — XII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 26. August 1922

Sommers Ende.

Von Hermann Hesse.

Drunten pfeift ein Zug durchs grüne Land.
Morgen, morgen fahr auch ich davon!
Letzte Blumen pflückt verirrt die Hand,
Und sie welken, eh ich fort bin, schon.

Abschied nehmen ist ein bittres Kraut,
Wächst an jedem Fleck, den ich geliebt.
Keine Stätte, die ich mir gebaut,
Heimat wird und Heimatfrieden gibt.

In mir selber muß die Heimat sein,
Jede andre welkt so schnell hinab,
Jede ließ mich gar so bald allein,
Der ich alle meine Liebe gab.

Tief im Wesen trag ich einen Keim,
Der wird stille größer Tag für Tag.
Wenn er reif ist, bin ich ganz daheim,
Und es ruht der ewige Pendelschlag.

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin. 34

Stundenlang konnte er dasitzen, junge Blättlein beschauen und träumen. Früher habe ich gemeint, man müsse immer arbeiten. Wenn es aber so weiter geht, werde ich bald auch die werktagfernsten Bilder verstehen. Warum sagt man: Müßiggang ist aller Laster Anfang. Warum sagt man nicht: Müßiggang hat Gold im Mund. Ich glaube fürwahr, daß eher das ewige Arbeiten aller Laster Anfang ist.

Als er Kinder spielen sah, dachte er an Marthas Kind. Es machte ihm noch Mühe zu denken: Mein Kind. Aber sobald ich gesund bin, werde ich das Kind suchen. Vielleicht finde ich mit dem Kinde auch die Mutter. Sie wohnt ja so nah. Aber zuerst muß ich gesund sein.

Als er die Kinder am andern Tage wieder spielen sah, war eine junge Frau bei ihnen. Sie erkennen und sich hinter Tannenstämme flüchten, war eins. Er hatte nicht mehr gewußt, daß Martha so groß und schön war. Er war sie nicht wert.

Sie hatte die Kinder um sich versammelt und erzählte ihnen lächelnd eine Geschichte.

Der Sternenhimmel, dachte Hans und zitterte und drückte sich noch tiefer in die Tannen hinein. So stand er da mit schwächer und schwächer werdenden Knien, bis sie wieder gegangen war.

Bei der nächsten Doktorvisite sagte er triumphierend: „Ich weiß, wer der Sternenhimmel ist. Er ist nicht weit weg."

Der Doktor sah ihn streng an und wurde rot dabei. „Ich habe es mir gedacht," sagte er. Für sich selber: die Frauen lieben die Schuldigen. Laut und heftig zu Hans: „Aber daß Sie sich nicht unterstehen, eine zweite Gemeinheit zu begehen. Sonst haben Sie es mit mir zu tun."

„Warum so heftig?" sagte Hans und streckte ihm die Hand hin, „ich habe mein Brett nicht umsonst auf den Kopf bekommen."

Aber ohne die dargereichte Hand zu erfassen, rannte der Doktor hinaus.

Er scheint auch nervös zu sein, dachte Hans. Sein Entschluß war gefaßt. Er trug zwar immer noch einen Verband. Aber der sollte ihn nicht hindern.

Der Hauptausgang war streng beaufsichtigt. Aber es gab ein anderes Tor, das meistens offen stand. Wagen durchfuhren es, und bewacht wurde es von einem alten Pfründer, der bequem und friedlich auf seinem Stuhle saß.

Der Wächter schlief gerade im Sonnenschein, als Hans die Durchbruchstelle auskundschaftete. Zwei Minuten darauf wurde am Zumbrunner-Haus in der Hebelstraße die Glocke gezogen.

Die alte Magd, die die Tür öffnete, wollte sie wieder schließen, als sie den Gast erkannte. Aber Steiner drängte sich an ihr vorbei in die Hausflur. „Da ist meine Visitenkarte," sagte er.

„Sie kennt man schon," sagte sie grob, ganz ohne alle Höflichkeit und Rücksicht. „Was wünschen Sie?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen."

„Man wird Sie nicht empfangen."

„Das können Sie nicht wissen."

„Können Sie denn dies Haus immer noch nicht in Frieden lassen!" rief die Magd ganz verzweifelt.

Frau Zumbrunner hörte das laute Gerede und öffnete ihre Zimmertüre.

„Ist's ein Bettler, Anna?" fragte sie.

„Ja, es ist ein Bettler," sagte Hans lächelnd.

Sie erkannte seine Stimme mit Schrecken. Eilig trat sie auf den Gang hinaus.

„Was wollen Sie hier, Herr Steiner?" fragte sie und gab jedem Wort einen vorsichtigen Dämpfer, damit ihre Tochter nicht aufmerksam werde.

„Ich muß mit Martha reden."

„Das erlaube ich nicht."

„Sie müssen es erlauben."

„Herr Steiner," bat sie und zog ihn ins Zimmer. „Sie sind ja verheiratet. Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen. Lassen wir das Alte. Man hat sich ja danach eingerichtet, so gut es geht. Martha schickt sich drein. Stören Sie sie nicht. Was können Sie überhaupt wollen? Sie bringen meine Tochter höchstens wieder aus dem Geleise. Wenn Sie um Verzeihung bitten wollen oder etwas derartiges — das ist nicht mehr nötig. Man hat sich, wie gesagt, mit der Sache abgefunden. Martha würde sich nur aufregen. Es ist viel besser, wenn meine Tochter Sie nicht mehr sieht. Man muß eine alte Wunde nicht mehr aufreißen. Das ist nicht gut. Nicht wahr, Herr Steiner?"

„Doch, gerade die alten Wunden muß man wieder aufreißen, damit sie richtig heilen können."

„Herr Steiner, bitte: Sie kommen gewissermaßen vom Tode zurück. Man sieht es Ihnen offengestanden immer noch an. Sie sind erschüttert. Begreiflich. Sie haben vielleicht Gewissensbisse. Wollen das Geschehene so gut wie möglich wieder in Ordnung bringen. Aber es braucht gar nichts gut gemacht zu werden. Ich sage es Ihnen aufrichtig. Martha hat es nicht nötig. Meine Tochter hat Sie vollständig vergessen. Und es sind jetzt auch andere Leute da, die sich um meine Tochter kümmern. Sie könnten neue Verbindungen stören, die sich eben bilden wollen. Der Herr Doktor hat nämlich um ihre Hand angehalten, müssen Sie wissen. Und es ist gar nicht unmöglich, daß meine Tochter ..."

„Der Doktor mit dem Kegelschädel und dem roten Haar?"

„Ja, ein sehr guter Mann."

„Ich begreife: Alles will zur Mutter zurück," sagte Hans bedeutsam.

„Was meinen Sie — zur Mutter zurück? — ja meine Tochter kam auch zu ihrer Mutter zurück."

„Und darum muß ich zu ihr. Der Doktor geht mich nichts an. Ich kann ohne den Sternenhimmel nicht leben."

Frau Zumbrunner schaute fragend zur Magd hinüber. Die deutete auf die Stirne.

„Sind Sie eigentlich nicht mehr im Spital?"

„Doch, aber ich bin ihnen heute entwischt, weil ich mit Martha reden muß."

Frau Zumbrunner sah wieder zur Magd hinüber. Anna ging gegen die Türe.

„Hier bleiben," rief Steiner und stellte sich ihr in den Weg. „Ich muß mit Martha reden. Warum wollt Ihr mich denn nicht mit ihr reden lassen? Sie hat mich ja schon besucht. Sie hat sich über mich gebeugt, als ich bewußtlos im Bette lag. Und dabei hat sie gelächelt. Und doch soll ich Martha nicht sehen dürfen?"

Frau Zumbrunner saß ängstlich da. Anna aber sagte: „Ich werde sie holen. Sie wird ihm schon ihre Meinung sagen."

„Ach Gott, ach Gott, hätten Sie uns doch in Ruh gelassen!"

„Alles will zur Mutter zurück, Frau Zumbrunner. Sie brauchen keine Angst zu haben. Hätte sie sonst gelächelt?"

„Aber Sie sind ja verheiratet."

„Nein, ich bin nicht mehr verheiratet."

„Anna, Martha, er ist nicht mehr, er ist nicht mehr!" Erregt lief sie hinaus.

„Es ist nicht so leicht," sagte Hans und schaute ängstlich auf die Türe. Alles war so seltsam verwirrt, dünkte es ihn.

Mit dunkeln, wie beschatteten und verdüsterten Augen trat Martha allein in die Stube und schloß die Türe hinter sich zu.

„Du siehst ernst aus, Martha," sagte er unsicher und zögernd.

„Ich habe keinen Grund, anders auszusehen."

„Aber du kannst doch lächeln! Gestern sah ich dich im Spitalgarten."

„Bei Kindern fällt es einem leicht."

„Aber du hast auch gelächelt, als du mich anschautest."

„Weißt du das?" Ihre starre Sicherheit wurde dünn und durchscheinend. Eine schmerzliche Unsicherheit bebte hinter ihr.

„Ich sah dich und schlief wieder ein," sagte Hans ruhig und zuversichtlich. „Hast du damals auch gelächelt, weil ich ein Kind war?"

„Ja, da schienst du ein Kind. So schwach und hilflos. Da mußt ich lächeln. Es war so seltsam rührend, dich schwach und hilflos zu sehen."

„Ich bin immer noch schwach und hilflos."

Da lächelte sie, weil das Mütterliche in ihr wieder stärker war als ihr Stolz.

„Ja, so hast du gelächelt, wo hast du das gelernt?"

„Auch bei den Kindern."

„Weißt du noch, wie ich mich früher nach fröhlichem Wesen sehnte? Du warst immer so ernst. Du machtest es einem nicht leicht."

„Du auch nicht."

„Aber jetzt hast du das Lächeln, das mir damals fehlte."

„Und nützt doch nichts mehr."

„Alles hat es in Ordnung gebracht! Wie kannst du da sagen, es nütze nichts mehr?"

„Alles in Ordnung?" flüsterte sie.

„Ich stehe wieder vor dir, wie vor einem Jahr. Ich habe eine Reise gemacht, aber nun bin ich wieder da. Und nun hängt alles nur von dir ab. Aber gelächelt hast du ja schon. Ich weiß eigentlich nicht, was du noch besseres sagen könntest."

„Immer noch so selbstsicher und eingebildet?“ versuchte sie zu scherzen.

„Ach, es ist nicht mehr der Rede wert.“

„Und Rösli?“ Fast geschäftlich kühl klang es vor lauter gewaltsam verhaltener Spannung.

„Hat ihren Platz auch gefunden. Du brauchst nur ein Wörtchen zu sagen, und ich kann zum Richter gehen und sagen: Scheide, was schon geschieden ist. Und danach kann ich zu einem andern Staatsbeamten gehen und sagen: Binde, was schon gebunden ist. Willst du mitkommen?“

„Ja, jetzt will ich schon mitkommen,“ sagte sie mit tiefen Atemzügen und gab ihm die Hand, „jetzt können wir es wohl wagen. Eine Kugel ins Herz hat mir nichts schaden können. Und dir hat man den Schädel eingeschlagen und du lebst doch noch. Das Heiraten wird doch wohl kaum schlimmer und gefährlicher sein können?“ Sie schaute ihn an und war ganz Sternenhimmel. „Aber nun wollen wir zusammen zum Hansli gehen und ihm den Vater zeigen.“

Auf der Treppe hielt er sie noch einmal zurück: „Aber wirst du die Einsamkeit aushalten können, wenn ich an der Arbeit bin?“

„Es wird mir an Arbeit nicht fehlen. Und jene Einsamkeit wird nicht so schlimm sein, wie die, die ich schon kennen lernte.“

Dann stand er vor dem Kinderbettchen. Hansli nahm keine große Notiz von ihm. Dafür aber erlebte Hans mit andächtigem Erbeben die Verwandlung zum Vater.

Abends sagte die Großmutter, die nun doch ganz zufrieden war mit der gutbürgerlichen Lösung: „Martha, du hast gesagt, du könntest ohne unser Haus nicht leben?“

„Ach, Mutter, von nun an ist immer und überall das heimatliche Haus da, wo wir zusammen sind. Bist mir böse?“

„Es muß ja so sein. Und du hast mir ja das alte Haus noch einmal recht lebendig gemacht. Ich werde dann und wann in deinem Zimmer sitzen und dich und das Kind bei mir fühlen. Und das Haus wird mich nicht verlassen.“ Das sagte sie mehr für sich selber.

Martha aber ging in den Garten und sang ein lautes, helles Lied, daß die Schlaflosen im Spital drüben aufhorchten und gierig lauschten. Und es war, als ströme mit dem Lied eine starke Kraft ihnen zu, daß sie alle voll Hoffnung an Genesung und Gesundung zu denken begannen und Schmerzen und Aengste vergaßen.

* * *

Es kam noch die Welt mit etlichem Schmutz und etlicher quälender Neugierde bei der Ehescheidung. Und das Gericht tat recht groß und wichtig und meinte, es habe die Hauptsache zu tun, obwohl das Leben bereits die Hauptsache getan hatte und das Gericht nur bestätigen konnte, was ohne sein Zutun schon längst bestand. Aber die Liebenden nahmen auch dieses hin als ein verdientes Fegfeuer. Und da sie offen dastanden und fest zusammenhielten, auch das Glück endlich gefundener Klarheit mutig leuchten ließen, ging auch diese letzte Prüfung nur segnend an ihnen vorbei.

Und jetzt ist noch zu sagen, daß Hans Steiner mit allen Kräften wieder bei der Arbeit ist. Aber diesmal

Paul M. Deschwanden (1811—1881). Quis ut Deus. — Museum in St. Gallen.

Das Gemälde des Stanser Malers P. M. Deschwanden stellt den Kampf der Engel Gottes gegen die Mächte des Bösen dar. Es ist ein Musterbeispiel der kirchlichen Kunst, die noch heute die schweizerische katholische Kirche beherrscht: unkörperlich, volkstümlich, kirchlich durch und durch, ganz nach dem Herzen des katholischen Klerus. Deschwanden war ein sehr begabter Künstler; aber leider ließ er sein Talent verkümmern in einer unheimlichen Massenproduktion. Ein Biograph rechnete ihm nach, daß er in 40jähriger Tätigkeit ungefähr 2000 Bilder geschaffen habe. Kein Kirchlein gibt es in der katholischen Schweiz, da nicht von ihm oder seinen Schülern Malereien von der oben charakterisierten Art zu finden wären.

J. R. Füssli : Josef Werner, Anna Wasers Lehrer.

baut er keinen Tunnel, sondern eine kühne Brücke, die sich recht wie ein Symbol siegreichen Könnens über ein wildes, tiefes Tal wölbt. Wenn er drunten beim ungestümen Flusse steht und hinaufschaut an dem wohlgeordneten und wohlberechneten Riesenfächergewirr von Gerüstbalken, dann scheint ihm der Bogen so hoch wie ein Regenbogen der Versöhnung und des neuen Bundes. Er ist seinem Chef dankbar, daß er ihm diese Arbeit gegeben hat. Aber auch Martha hat alle Hände voll zu tun. Sie hat große, saubere Schlafbaracken für die Italiener eingerichtet, Trockenräume und Wäschereien für die Kleider, Musterküchen, die die appetitlichsten Gerüche auf den Bauplatz schicken, und Schneidereien, wo alles Zerrissene und Zerlöcherte geflickt wird. „Die Italiener sind ja auch Menschen," pflegt sie zu sagen. Der Chef hat zuerst den Kopf geschüttelt. Hans aber hat sie machen lassen. Und der Segen des Frauentums zeigt sich schon. Er hat noch nie so willige und fleißige Arbeiter gehabt.

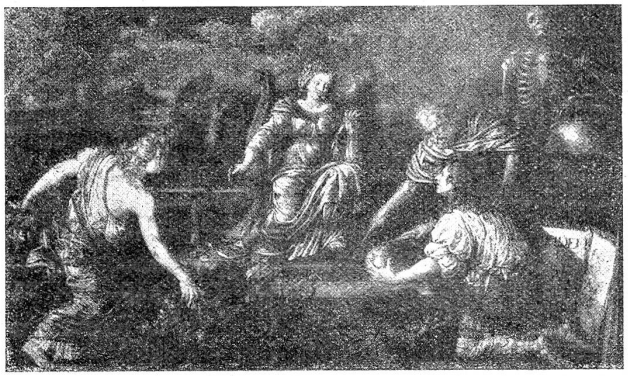
So ist ihr Glück. Franz und Rösli aber leben, als lebten sie ganz allein auf der Welt. Sie sind immer beisammen. Er denkt nur an sie, sie nur an ihn. Wenn er schwach ist, macht sie ihn stark; wenn er stark ist, schenkt sie ihm noch ihre Kraft dazu. Was er malt, malt er für sie. Aber wenn die Bilder in die Stadt kommen, dann zeigt es sich, daß er sie doch für alle Menschen gemalt hat. Und die zwei begreifen, daß man auch ganz in sich selber versunken immer für die andern schafft. Und diese Gewißheit nehmen sie gerne hin als eine Bereicherung ihres Glücks.

Vater Blumer ist mit seiner Erfindung noch nicht ganz fertig. Vielleicht wird er überhaupt nicht mehr mit ihr fertig werden. Dann muß eben ein anderer darüber nachdenken, wie die Staatsbeamten überflüssig gemacht werden können. Er nimmt die Erfindung offengestanden auch nicht mehr so ernst wie früher. Er muß jetzt nämlich einen Enkel hüten. Und so ein Enkel scheint ihm auch gar keine üble Erfindung zu sein.

Rösli ist gleicher Meinung, denn erst durch seine Geburt ist sie ganz erlöst worden.

Josef Werner.

Bern ist im Vergleich zu andern Schweizerstädten von Bedeutung arm an großen Künstlertalenten, die mit ihrem Ruf über die Grenzen der engern Heimat hinaus reichten. Der Künstler, von dem hier kurz die Rede sein soll, ist eine recht ungewöhnliche Erscheinung im bernischen Kunstleben. Er hat sich im Auslande mit jungen Jahren schon Ruhm erworben und ist dann in die schöne, aber kunstkarge Vaterstadt zurückgekehrt, um nach wenig erfolgreichem Aufenthalt wieder ins Ausland zu verziehen und dort zu sterben. Nur wenige Erinnerungsstücke sind Bern von der glänzenden Künstlererscheinung geblieben. An der gegenwärtigen Bilderschau unseres Kunstmuseums kommen diese Erinnerungsstücke erstmals gebührend zur Geltung: einige Porträte, darunter ein Selbstporträt aus jungen Jahren und ein großes allegorisches Wandbild, das ehedem als Geschenk des Malers die Wände des Berner Ratsaales schmükken half. Diese Gemälde sind zugleich eine Erinnerung an eine interessante längstvergangene Kunstepoche. Die Kunst lag am Ende des 17. und anfangs des 18. Jahrhunderts noch vollständig in den Fesseln der Antike. Alle Darstellungen, namentlich die feierlicher und repräsentativer Art, gingen von antiken Vorstellungen aus. Das griechische Schönheitsideal beherrschte die Formen. Die Requisiten und Embleme waren dieser weitentlegenen Kultur entlehnt. Sehr bezeichnend ist für diesen Kunststil das genannte Wandgemälde Werners. Wir geben hier die Beschreibung wieder, die Maria Waser als geübte Kennerin der bernischen Kunstgeschichte jener Epoche von Werners Bild in der „Schweiz" (1914 S. 427 f.) gegeben hat in ihrem Aufsatz über Anna Waser, der berühmten Schülerin des Berner Meisters: „Es stellt die Gerechtigkeit dar, die das Laster bestraft, und ist so recht bezeichnend für Werners eklektische Kunst, seine virtuose Malweise, seine theatralische, auf die Allegorie gerichtete Art. Das stark nachgedunkelte Bild zeigt vor samtgrünem Hintergrund in der Mitte thronend die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen, mit Wage, Schwert und Gesetzestafel, unter ihrem hellblauen perlenbesetzten Mantel die lammfromme Unschuld bergend. Vor ihr, über die Thronstufen hinuntergestürzt und von einem blitzeschleudernden Putto verfolgt, die überwältigte Missetat im Wolfspelz,



Josef Werner : Allegorie auf die Naturwissenschaften.

deren Händen der Apfel der Verführung, der Pfeil der Verleumdung, der Dolch der hinterlistigen Gewalt, der Spiegel des Hochmuts und das Gold der Bestechung entgleiten.